

theaterTag

Täglich erscheinendes Informationsblatt über die
Theatertage Europäischer Kulturen in Paderborn

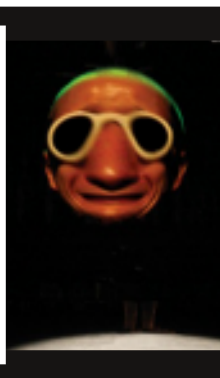
Ausgabe Nr. 3

16.5.2009

Theatertage
Europäischer
Kulturen

für Freie und
nichtprofessionelle Gruppen

13. - 17. Mai 2009
in Paderborn



Zwischen Selbstaufgabe und schlechtem Gewissen

Theater „Mülheimer Spätlese“ zeigt eindringliche Szenencollage

„Was ist dann mit meiner beruflichen Laufbahn?“ „Man bekommt ja auch Geld dafür!“ „Ich wollte auch nicht, dass meine Kinder mich pflegen!“ „Wo bleibt denn da mein eigenes Leben?“ „Ist doch fast so wie Kinder großziehen!“



„Oma hat schließlich auch viel für dich getan, als du klein warst!“ Schon die ersten Sätze von „Bis zum Letzten“ bringt die Zwiespältigkeit der Situation auf den Punkt. Was, wenn nahe Angehörige nicht mehr alleine zurechtkommen? Das Ensemble der „Mülheimer Spätlese“, eine 13-köpfige Gruppe mit Darstellern im fortgeschrittenen Lebensalter, widmet sich mit seiner selbst entwickelten Szenencollage dieser für viele alltäglichen und darum umso zermürbenden Thematik. Jeder, der einen schwerkranken Menschen pflegt, kommt irgendwann an seine Grenzen. Er muss erkennen, dass auch Nächstenliebe ab einem gewissen Punkt ein

Ende hat, aller eingebläuten christlichen Gebote zum Trotz. Geschwister schieben die Verantwortung für die sterbenden Eltern einander zu, teils mit heuchlerischen Lobeshymnen („Du kannst das von uns allen am besten!“ „Und sei mal ehrlich: Es macht dir doch auch Freude!“). Der Pflegende ist dann oft auf sich allein gestellt, denn an Arbeit oder gar Kosten möchte sich der Rest der Familie nach Möglichkeit nicht beteiligen. Die Umwelt hat auch nicht immer ein offenes Ohr für seine Probleme. Oft erntet er von den Kranken statt Dank nur Vorwürfe und Vereinnahmung durch Appelle an sein schlechtes Gewissen, was nicht selten



in körperliche Übergriffe ausartet. Die gespielten Sequenzen stehen symbolisch für ein Dreieck aus Helfersyndrom, gesundem Egoismus und erho-

benem inneren Zeigefinger, zwischen denen pflegende Angehörige oft hilflos taumeln. Die eigenen Bedürfnisse vierundzwanzig Stunden zurückstellen kann auf die Dauer nicht gutgehen. Sich immer verantwortlich fühlen und in der Rolle des Pflegenden sein, auch wenn man sich zum Kaffee oder im Kino verabredet, um mal auf andere Gedanken zu kommen. Das Schamgefühl, das entsteht, wenn man erkennt, dass sich das Verhältnis Eltern/ Kind beim täglichen Waschen („Ich muss meine Mutter nackt sehen!“) oder Wechseln der Windeln ins Gegenteil verkehrt. All dies bringt die „Mülheimer Spätlese“ exakt auf den Punkt

und einen Abschluss finden. Während die Betonung der Schauspieler über weite Strecken gut gewählt ist, wirken



leider manche Gesten etwas einstudiert. Die lauten Gefühlsausbrüche sind stellenweise überzogen und darum nicht ganz glaubwürdig. Umso eindringlicher und authentischer wirken dafür die stillen Momente, die auch im Zuschauerraum eine Betroffenheit greifbar machen. Unter dem Strich ein absolut sehenswertes Stück einer engagierten Truppe. „Bis zum Letzten“. Bis zum letzten



Atemzug? Bis zum letzten Grad der Selbstaufgabe? Titel und Stück als solches werfen viele Fragen auf. Und das ist gut so.

Pfeif auf die Kinder!

Die Pustertaler Theatergemeinschaft zeigt „Die Eisernen“, eine Tragikomödie von Aldo Nicolaj, Regie: Alfred Meschnigg

Der Beginn ist schon mal von stiller Komik: Ein alter Mann mit Mütze sitzt auf einer Parkbank und liest mit verkniffenem Gesicht in einem Pornomagazin. Auf dem Titelblatt räkelt sich eine nackte



Schönheit. Da humpelt, schwer auf den Krückstock gestützt, ein alter Mann mit Hut heran, setzt sich mühsam auf diese Bank und strahlt plötzlich. Solch eine Frau im Bett haben! - Ja vor 30 Jahren, raunzt der andere. So kommen Libero, der mit der Mütze, und Luigi, der mit dem Hut, ins Gespräch. Sie reden über die heutige Zeit, insbesondere Libero sieht alles ganz schwarz. Sie schwadronieren übers Autofahren, übers Essen, die Verdauung, über die Kaufsucht, das Fernsehen, über falsche Zähne und Prostata und überhaupt. „Früher zu unserer Zeit“, räsoniert Libero, da haben wir die Frauen noch selber ausgezogen. Heute verwechseln die Freiheit mit Pornographie!“ Bald stellen sie fest, dass sie gleichen Alters sind, Luigi ist schon 79 Jahre alt, Libero wird es. Beide Männer sind aus dem Jahrgang, die man beim Militär „Die Eisernen“ nannte.

Peppe Mairginter (Libero) und Paul Beichkircher (Libero) spielen in trefflichen Nuancen, wie die Sympathie füreinander wächst. Da poltert Ambra, ein spätes Mädchen, das mal Kindergärtnerin war, dazwischen (Angelika Plank Stocker). Das gefällt Libero gar nicht, er verscheucht Ambra gänzlich uncharmant, sie hat nämlich ein Auge auf Luigi geworfen. Jetzt werden die beiden sich wieder kabbeln,

bis sie gemeinsam feststellen, dass sie die Zeit, die so langsam vergeht, totschiessen. Das erste Bild dauert eine geschlagene halbe Stunde, und die beiden führen ihre Dialoge im Sitzen. Da ist also wenig Bewegung. Wie Kompanie aus Südtirol in ihrer Eigenwerbung betont, haben sie einen in dieser Region anerkannten, professionellen Regisseur. Der hat Kärnerarbeit geleistet. Es ist vergnüglich, den zwei alten Männern auf der Bank zuzuschauen.

Bild zwei beginnt sehr bewegt, Libero läuft wie ein Tiger im Käfig auf und ab. Schnell klärt sich auf, dass Luigi über das verlängerte Wochenende nicht da war, und Libero sich heftige Sorgen um ihn gemacht hat. Jetzt wird die Geschichte richtig anrührend. Luigi war in einem Altenheim abgegeben worden „wie ein Koffer in der Gepäckaufnahme“. Die Kinder wollten ungestört verreisen. Die angeberischen Lügenblasen über das behütete Leben der beiden Witwer platzen. Auch Libero muss grausame Schika-



nen zu Hause erleiden. „Ich kann das Gesicht meiner Schwiegertochter nicht mehr sehen!“ Danach hellen sich die verkniffenen Gesichtszüge von Libero auf, er macht den Vorschlag gemeinsam dahin zu reisen, wo er glückliche Kindheit hatte, in einem Fischerdorf.

Im dritten Bild erreicht die Komik ihren Höhepunkt. Ambra sitzt strickend auf der Bank und plappert und plappert über Routineuntersuchungen, die tödlich sein können, und was auf der Welt alles mit den Alten gemacht wird, damit sie sterben (z. B. im Winter im Ge-

birge aussetzen, garstigen Kindern zum Spielen vorwerfen...) Der Rüpel Libero beschimpft sie, da kommt schwer angeschlagen Luigi. Während Luigi wie ein Häufchen Unglück auf der Bank kauert, schwärmt Libero Ambra gegenüber von der Virilität seines Freundes. Wer es glaubt, wird selig. Endlich kommen sie auf die

Idee, davon zu laufen. Pfeif auf die Kinder! Von schwarzem Humor ist ihre Vorstellung, wie die Kinder in Leichenschauhäusern nach ihnen suchen. Kurz bevor ihr Zug geht, treffen sich die „besten Freunde der Welt“ noch einmal auf der Parkbank. Vorsicht Tragikomödie! Libero erliegt vor Freude einem Schlaganfall.



Theater ist eine große Chance aber auch Aufgabe

Darf Krankheit auf der Bühne dargestellt werden? Kann man „Kranke“ auf der Bühne spielen lassen? Wie weit darf man gehen? Wo sind die Grenzen? Und sollte man nicht eigentlich gerade diese Grenzen überschreiten? Diese und viele andere Fragen wurden in ei-



Dr. Lars Göhmann

ner Podiumsdiskussion in den Raum gestellt. „Theater ist keine Symptombehandlung, vielmehr eine Impfung. Eine Konfrontation mit wenigen seelenkrankmachenden Erregern, damit Antikörper entwickelt werden.“, sagte Kurt

Pothen, der in „der gute Hirte“ den ver-rückten Claude spielt. Deswegen ist es wichtig, Menschen dem Thema „Krankheit“ anzunähern. Und Theater sei der einzige Ort, an dem das noch gehe. Im Fernsehen kann man wegschalten, die Zeitung weglegen und das Radio ausdrehen. Doch das Theater bedeutet Nähe und Authentizität. Doch viele haben auch Angst vor dieser großen Nähe. So erzählte doch Brunni Müllner, die eine Gruppe mit unter anderem behinderten Darstellern leitet, von einer Gruppe Studenten, die sich ein Stück mit Behinderten angesehen hätten, und dieses sehr gut fanden. Doch als sie nach der Aufführung die Schauspieler sahen und diese mit ihnen redeten, wurde es ihnen zu viel. Die Bühne zeigte somit also eine Art Distanz, die aber leichter zu Überbrücken sei, als die Distanz des Fernsehens. „Die Behinderten in Filmen springen nicht auf

einmal aus der Leinwand“, versuchte jemand zu erklären, warum diese in Filmen eher akzeptiert werden als auf der Bühne. „Behinderte gehören nicht auf die Bühne.“, ist ein weiterer Erklärungsansatz gewesen. Viele glauben, das die Bühne nur etwas für „Normale“ sei und wenn dort „kranke“ Menschen gezeigt werden würden, würden diese ausgenutzt. Doch Brunni Müllner erklärte auch, dass sie mit ihrer Gruppe großen Erfolg gehabt hätte. Es sei ein Risiko gewesen mit ihnen vor Schulklas-

sen aufzutreten, doch dort habe sich das Publikum auch wirklich mit dem Thema auseinandergesetzt. War früher „behindert“ ein Schimpfwort auf den Schulhöfen, so ist es dies nun nicht mehr. Matthias Hochradl, der den alkoholkranken Hans Zach in „Mein Ungeheuer“ spielt, differenzierte aber auch die Situation. Man könne keinen Alkoholkranken auf die Bühne stellen mit einem zwar alkoholfreien Bier, aber dennoch einem Bier. Manch professionelles Theater glaube zwar, es könne dies

verantworten, Matthias Hochradl aber kann dies mit sich ethisch nicht vereinbaren. Doch wenn man einen Kranken auf der Bühne spielt, so müsse der Schauspieler sich zunächst gründlich damit beschäftigen. Man muss mit diesen Menschen zusammengelebt haben und auch verstehen, warum sie auf welche Weise handeln. So habe auch Kurt Pothén ein Vorbild für seine Figur gehabt, mit der er gelebt und gearbeitet hat. Er habe sogar seine Figur getestet, indem er mit

Claude und Martin Färber auf die Straße ging. Sie testeten, inwieweit Claude in der Gesellschaft überlebensfähig sei. Und es sei ein beeindruckendes Gefühl von Behinderten als einer von ihnen akzeptiert zu werden, so Kurt Pothén. Es wurde außerdem festgestellt, dass Krankheit immer noch ein Tabuthema ist. Es sei den Menschen unangenehm, es würde sie an ihre eigene Endlichkeit erinnern. Doch genau diese Grenzen zu überschreiten, sei die Aufgabe des Theaters.

„Wir müssen uns ja nicht einig sein.“

Aufführungsgespräch mit dem Theaterfachrat im MultiCult

Es ist nun das erste Mal, dass ein Stück auf Slowenisch bei den Theatertagen aufgeführt worden ist, doch „Auf hoher See“ ist altbekannt, wurde es hier schließlich schon zweimal gespielt. Und so sind einige Fragen in den Raum geworfen worden, warum dieses Stück auf gerade diese Art und Weise inszeniert worden ist. Ist es erlaubt, Frauen Männerrollen spielen zu lassen? Einige sagten „Nein“. Der Sinn des Stückes dürfe nicht verändert werden, man müsse dem Autor Respekt zeigen. Zudem sei die Konstellation einer Familie gleich gewesen. Die Idee sei interessant und fesselnd, aber könne man dies verantworten? Dann müsste in dem Programm bitte auch „in Anlehnung an „Auf hoher See“ von Slawomir Mrozek“ stehen, so Dr. Joachim Giehm. Andere verteidigten die Gruppe jedoch vehement, schließlich ist der Grundkonflikt gleich geblieben und das Stück oder die Idee dahinter nicht verändert worden. Es sei nicht zu einem Frauen Männer Konflikt kommen, die Frauen haben sich auch nicht als Frauen gezeigt. Sie trugen Männerkostüme, und wie soll man sonst den Mangel an guten Schauspielern beheben? Die Kostüme jedoch führten auch zu einiger Kritik. Sei in der Vorlage von einem gleichen Auftreten die Rede, so habe der „Dicke“ sich hier von den an-

deren durch seinen Frack abgehoben. Es hätte entweder einheitliche oder ganz und gar unterschiedliche Kostüme geben sollen. Aleksandar Caminski, der Regisseur, wies dies jedoch zurück. Habe er bei der Inszenierung nicht auf Äu-



ßerlichkeiten, sondern mehr auf den Prozess in dem Stück und die darstellerische Leistung geachtet. Er forderte mehr Freiheiten im Theater. Doch was konnte er von einem Publikum erwarten, das der Slowenische Sprache nicht mächtig ist? Muss es das Spiel nicht an Äußerlichkeiten festmachen? Trotzdem war Bronwyn Tweddle voller Lob für das Stück, obwohl sie bedauerte, dass sie nichts von der Sprache verstanden hätte. Sie freute sich über die Begeisterung der Schauspieler, die die kleineren Rollen innehatten, auf der Bühne zu stehen, und sagte, dass genau das Theater sei. Und dies müsse

beim Publikum ankommen. Das Stück „BENT- Rosa Winkel“ wurde von allen besonders für seine besonders gute darstellerische Leistung gelobt. Beneidet wurde die Gruppe von Vaclav Spirit, habe er selbst doch nur einen Mann in

der Seinigen. Er fragte unter anderem, ob ein Bühnenaufbau wie der gezeigte sein müsse. Es wurde behauptet, es hätte manchmal auch ein Teil gereicht, um die Situationen klar zu machen. Der Umbau hindere den Zuschauer, direkt in die Geschichte einzusteigen. Das Stück ist nicht ein Stück, sondern zwei, behauptete jemand anderes aus dem Publikum. Der zweite Teil sei das eigentliche Stück gewesen und der erste gänzlich überflüssig. Stephan Rumphorst jedoch entgegnete, das Stück sei für den englischsprachigen Raum geschrieben worden. Für einen nicht in Deutschland

Aufgewachsenen sei der erste Teil wichtig, um den Hintergrund zu verstehen und die Thematik auch zeitlich einzuordnen. Gefragt wurde auch, ob das Stück den Druck auf Homosexuelle durch die Nazis darstellen oder aber über homosexuelle Liebe aufklären sollte. Stark war der Einwand, wie man überhaupt auf die Idee käme, anderen diese erläutern zu müssen, sei sie doch nichts anderes als heterosexuelle Liebe! Kritisiert wurde aber die Darstellung der Juden in dem Stück, als ob das KZ ein Sommerarbeitslager für sie gewesen wäre. Jeder wisse schließlich um die schrecklichen Ereignisse jener Zeit. Doch zeitgeschichtlich muss man klarstellen, dass die große Judenverfolgung erst 1938 anfang, das Stück jedoch bereits 1936 spielt. Zu dieser Zeit ging es den Homosexuellen schlechter als den Juden, und auch nach dem Krieg wurden die Juden freigelassen, die Homosexuellen aber weiter in Gefängnissen festgehalten. Erst in den 80ern ist das Verbot dieser Liebe aufgehoben worden, wozu auch das Buch „Die Männer mit den rosa Winkeln“ beitrug, auf welchem das Stück beruht. Insgesamt aber waren alle sehr beeindruckt von dem Stück und den darstellerischen Leistungen.

15 Jahre Erehölle

Theater Holzhausen & Theater Abtenau spielen „Mein Ungeheuer“ von Felix Mitterer

Am Freitagabend hat's hier geweint. In Paderborn pladderte es und pladderte. Und um Mitternacht saß meinem Herberge-Fenster gegenüber ein junger Mann einsam am Computer.



Hat er gegoogelt über das Leben der Rotkehlchen an der Pader? Oder über die Finanzkrise? Jedenfalls war dieser Freitagabend der Tristesse anheim gefallen, zumal wir die Vorstellung „Mein Ungeheuer“ besucht haben.

„15 Jahre lang bist's besoffen auf der Küchenbank gelegen und hast eine Zigarette nach der anderen geraucht“. „15 Jahre lang hast's kein Wort mit mir gered't“. Die Bauersfrau (Veronika Pernthaler) sieht aus wie von Leibl gemalt. Der Mann (Matthias Hochradl) ein grober Klotz. Hochradl bringt von Haus aus da die besten körperlichen Voraussetzungen mit.

Was ist passiert? Rosa Zach, die verhärmte Bauersfrau hat ihren Mann sehenden Auges in der Küche verbrennen lassen. Nun sucht Hans Zach seine Frau als Geist heim. Fürchterlich gleich das erste Bild, sie verzweifelt, er poltrig.

Dabei haben diese beiden Menschen sich einmal

begeehrt. Damals bei der Kirmes. Er hat sie gemocht ihrer roten Haare wegen, dann haben sie es unter dem Tanzboden getrieben.

Weil beide eine schlimme Kindheit hatten, klammerten sie sich aneinander. Rosa wurde wegen ihrer roten Haare von der Mutter geschlagen und mit sechs Jahren zur Arbeit auf einem Bauernhof geschickt, Hans kam als Waisenkind ins Heim und wurde vom Erzieher geschlagen und vergewaltigt. Nach 1939 hat sich Hans vor dem Kriegsdienst erfolgreich gedrückt. Rosa wollte ihn anzeigen. Hans begann seine Frau zu schlagen, immer wieder zu schlagen, so dass sie eine Fehlgeburt nach der anderen hatte, nur ein Sohn überlebte: Der Felix. Der ging aber mit 14 schon aus dem Haus, weil der Vater so grausam war.

Auf einer schrägen Bühne mit wenigen Requisiten wird dieses Elend vor uns ausgebreitet, allerdings in einem stark betonten Salzburger Dialekt. Da versteht man so manches phonetisch nicht! Wir werden jedoch durch ein Wechselbad der Darstellung entschädigt. Mal schlagen sie sich, schleudern einander auf den Boden, dann gibt es stille Momente, in denen (neben dem Text) nur Augen und

Hände sprechen. Das ist ein intensives Spiel, das die beiden Darsteller aus Österreich beherrschen.

Kann diese Elend noch gesteigert werden. Es kann. Sie erzählt von der platonischen Liebe zu einem Kriegsgefangenen und einer besonderen Liebe zu einem behinderten Jungen „Sex wie mit einem Engel“, der Junge wird von den Nazis ermordet. Er musste vor Kriegsende in den Volkssturm, er verrät seine Kameraden und überlebt.



Als der Geist seine Frau bittet ihr die Hand zu reichen, ist der Bann gebrochen. Hans ist bereit zu gehen, Rosa will sterben. Noch einmal tanzen sie wie damals bei der Kirmes, sie taumeln in die Erlösung. Ende.

Wenn es danach erst einmal sekundenlang mucksmäuschen still bleibt, bevor der Applaus ansetzt, dann wohnt im Publikum Ergriffenheit.

Neuseeland – Paderborn : 30 Stunden Flugreise

*Das Mitglied des Theaterfachrates
Bronwyn Tweddle*

Sie stammt eigentlich aus Australien und hat dort in den 90er Jahren das deutschsprachige Theater für sich entdeckt und aus dieser Vorliebe eine Profession gemacht. Bronwyn Tweddle



Bronwyn Tweddle

(Jahrgang 1972) hat in Hamburg und Berlin Theaterwissenschaft studiert und leitet derzeit das Institut für angewandte Theaterwissenschaft an der Victoria University of Wellington, Neuseeland. Außerdem betreut sie Regiestudenten der nationalen Schauspielschule, die da „Toi

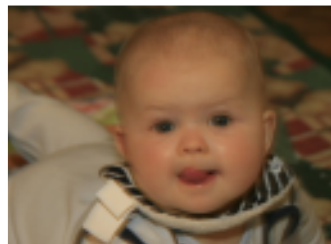
whakaari“ heißt und sich mit diesem Namen vor den darstellerischen Formen der Maori, der Ureinwohner Neuseelands verneigt.

Also die angewandte Theaterwissenschaft („nicht nur drüber quatschen, sonder auch tun“ – O-Ton Franz - Josef Witting) hat es der jungen, quirligen Frau angetan. Die Studenten lernen bei ihr sehr praxisbezogen, nicht nur Schauspiel, auch Beleuchtung, Bühnenbild und -technik. Eigens wegen dieser Theatertage hat sie die weite Reise nach Paderborn gemacht, weil sie zurecht erwartet, hier auf solche Allround-Kompanien zu treffen.

In Neuseeland ist das Theater ein junger Zweig, seit 1960 erst fließen Subventionen, es gibt keine festen Ensembles, die Theaterleute – Amateure wie Profis – treffen sich immer nur für ein Projekt. Und sie hat erfahren: Ob Amateur oder Profi – „wichtig ist, dass Liebe drin steckt.“

Simon

Absoluter Liebling dieses Festivals ist der stramme Säugling Simon (sieben Monate alt). Mit seinen blauen Augen



und seinen knubbligen Leberwurstärmchen ist er für alle eine Freude. Da er am Info-Stand residiert, ist er erst-

mal Mittelpunkt, zum Glück lässt das zufriedene Kerlchen auch Fremde an sich heran. Dabei macht es Spaß zu beobachten, wie albern plötzlich Erwachsene werden, wenn Simon sie anstrahlt.

Redaktion

Thorsten Böhner

Karin Fischer

Alisa Pirsig

Thomas Wölfer

Fotos:

Filip Lašut, Vrútky/ Slowakei